

(Nachdruck verboten.)

2] Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

Vom Pfleger der Gerechtigkeit weit entfernt, hat der Schärenmann in der Notwehr sein eigenes Lynchgesetz, und aus wirtschaftlichen Gründen spricht er lieber frei, als daß er verurteilt; auch in der Hoffnung, selbst freigesprochen zu werden, wenn sein Unglück kommt. Diese Rücksicht mit den Verbrechen anderer habe ich nie schöner ausdrücken hören als damals, als die Nachbarn erzählten, ein Mörder habe einmal, als er seine Frau ertränkte, einen „Fehltritt“ be-
gangen.

Der Schärenmann ist ein Einsiedler; hat weit zum Gericht, weit zur Kirche, weit zur Schule; weit zu den Nachbarn und weit zur Stadt. Der Badeort ist sein nächster Kulturmittelpunkt; dort aber lernt er den Luxus kennen und beneidet Menschen, die er drei Monate Feste feiern sieht; denn die arbeitenden Mitglieder, die in der Stadt sind, sieht er nicht. In der Einsamkeit würde er Denker werden, wenn er Anleitung hätte; statt dessen wird er Phantast, und wie geschickt er in seinem Gewerbe sein kann, wie klarsehend im Alltagsleben, wird er leicht ein Raub subjektiver Wahrnehmungen, wird „fern-sichtig“, ein Sonderling; macht fehlerhafte Schlussfolgerungen, sehr oft Ursache und Wirkung verwechselnd; z. B. wenn es sich gut fischet, nachdem das Geldstück unter den Stein gelegt worden, ist das Geldstück die mächtige Ursache. Er ist abergläubisch, und das Heidentum sitzt so tief in ihm, daß die Symbole der christlichen Kirche für ihn noch gleichbedeutend mit Beschwörungen, Besprechungen, Zauberei sind.

Die Familie baut sich selbst nach alter Sitte und den einfachen Forderungen der Natur auf, wo nicht wirtschaftliche Berechnung als Faktor mitspricht. Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern ist ungewollt; die Ehe wird gewöhnlich mit dem Kind geschlossen, wenn das Mädchen Wort hält und zur Gründung einer Familie geneigt ist. Ist das aber nicht der Fall, entstehen zuweilen schwere Verwicklungen, die mit dem vollständigen Verschwinden des Kindes und anderen Geschichten enden können; die kommen der ganzen Welt zu Ohren, nur nicht dem Bänzman (Verwaltungsbeamten), der übrigens nichts machen kann, da er keine Zeugen findet.

Beginnen, weit entfernt von Nachbarn, die Familienbande zu zerreißen und werden starke Leidenschaften lange unterdrückt, erfolgen zuweilen unheimliche Ausbrüche der Naturkräfte; da nimmt es der an Tod und Verderben gewöhnte Schärenmann mit den Mitteln nicht so genau. Dann werden dort draußen stille Trauerspiele aufgeführt, von denen man nur Andeutungen zu hören bekommt; in einigen meiner Erzählungen habe ich davon gemunkelt. Da reißen Blutsbande entzwei, verbotene Scharren werden übersprungen; die Natur greift mit harter Hand, was sie kriegen kann; und für Hunger und Liebe existieren nicht mehr Rücksicht noch Geseze.

Das Lichte, Lächelnde im Leben der Schärenleute, wenn es sich licht gestaltet, habe ich in diesem Roman „Die Inselbauern“ geschildert; in den Novellen „Das Inselmeer“ habe ich die Halbschatten gegeben; vielleicht kann ich später, wenn die Verhältnisse für die Literatur günstiger werden, auch die Schlagschatten geben („Am offenen Meer“), die nicht fehlen dürfen, soll das Bild vollständig sein.

Erstes Kapitel.

(Carlsson geht in Dienst und wird für einen Schwächer gehalten.)

Er kam wie ein Schneegestöber eines Aprilabends und hatte eine Krufe aus schwedischem Ton an einem Hungerriemen um den Hals. Klara und Lotte waren mit dem Nebboot nach dem Badeort Dalarö gefahren, um ihn zu holen; aber es dauerte Ewigkeiten, ehe sie ins Boot kamen. Sie mußten zum Kaufmann, um eine Tonne Teer zu besorgen, und zur „Abtheke“, um graue Salbe fürs Ferkel zu kaufen; und dann mußten sie auf die Post, um eine Freimarkte zu holen; und dann mußten sie zu Nia Löfström, um den Sahn zu borgen, gegen ein Halbpfund dünnes Garn zum Netzbau.

Und zuletzt waren sie im Gasthaus gelandet, in das Carlsson die Mädchen zu Kaffee mit Kuchen geladen hatte.

Endlich kamen sie doch ins Boot.

Carlsson wollte steuern, aber das konnte er nicht; er hatte noch nie einen Rahsegler gesehen, daher schrie er, sie sollten die Fock hissen, die gar nicht vorhanden war.

Auf der Zollbrücke standen Lotfen und Zöllner, die über das Manöver grinsten, als das Boot über Stag ging und abgetrieben wurde.

„Gör mal, Du hast ein Loch im Boot!“ rief ein junger Lotse durch den Wind. „Stopf zu! Stopf zu!“

Während Carlsson nach dem Loch guckte, hatte Klara ihn fortgestoßen und das Steuerruder genommen; und mit den Riemen gelang es Lotte, das Boot wieder in den Wind zu bringen; mit gutem Gang segelte es dem Sund der Insel Aspö zu.

Carlsson war ein kleiner viereckiger Wärländer mit blauen Augen und einer Nase, die so krumm war wie ein Doppelhaken. Lebhaft, spielerisch, neugierig war er, aber vom Seewesen verstand er nichts. Er war auch nach der Insel Hemjö im Stockholmer Inselmeer gerufen, um für Feld und Vieh zu sorgen; damit wollte sich nämlich niemand mehr befassen, seit der alte Flob aus dem Leben geschieden war und die Witwe allein auf dem Hof saß.

Als Carlsson die Mädchen mit Fragen nach den Verhältnissen auf dem Hof anzapfte, bekam er Antworten, wie sie die Bewohner des Stockholmer Inselmeers, der „Schären“, zu geben pflegen.

„Ja, das weiß ich nicht! Ja, das kann ich nicht sagen! Ja, das weiß ich wirklich nicht!“

Daraus wurde er nicht klug!

Der Kahn plätscherte zwischen Holmen (Inseln) und Schären (Klippen) dahin, während die Eisente zwischen den Klippen schnatterte und im Nichtenwald der Birchhahn balzte. Ueber freie Wasserflächen, die „Fjärde“, und über Strömungen fuhr das Boot, bis die Nacht kam und die Sterne aufleuchteten.

Da ging's auf das große Wasser hinaus, wo der Leuchtturm der „Hauptschäre“ blinkte. Bald kam man an einem Stangenzeichen mit Wesen vorbei, bald an einer weißen Wafe, die wie ein Gespenst aussah; bald leuchteten zurückgebliebene Schneewehen wie Leinen auf der Bleiche; bald tauchten aus dem schwarzen Wasser „Nekwächter“ auf, die am Kiel schraptten, wenn man darüber fuhr. Eine schlaftrunkene Mantelmöwe ward von ihrem Riff aufgeschreckt und brachte Leben in Seeschwalben und Möwen; ein höllischer Lärm brach los.

Weit draußen, wo die Sterne ins Meer tauchten, leuchteten das rote und das grüne Auge eines großen Dampfers; der schleppte eine lange Reihe runder Lichter, die durch die Ventile der Kajüten schimmerten.

Alles war Carlsson neu, und er fragte nach allem; und jezt erhielt er Antwort, und zwar so viele, daß er einsah, er war auf fremden Boden gekommen. „Er war eine Landratte“, das heißt ungefähr dasselbe, was für den Städter „Einer vom Lande“ ist.

Jezt segelte der Kahn in einen Sund (Meerenge) und kam in Lee (unter Wind), man mußte das Segel reesen und rudern.

Als sie bald darauf in einen neuen Sund kamen, sahen sie ein Licht von einer Hütte leuchten, die zwischen Erlen und Kiefern lag.

„Jezt sind wir zu Hause,“ sagte Klara.

Das Boot schoß in eine schmale Bucht; eine Rinne war durchs Schilf gehauen, das an den Seiten des Rahns raschelte; dieses Rascheln weckte einen Daichhecht, der sich in den Anblick einer Angelrute vertieft hatte.

Der Sund gab Laut, und eine Laterne kam oben in der Hütte in Bewegung.

Der Kahn wurde an der Landungsbrücke festgemacht, und die Ausladung begann. Das Segel wurde um die Nahe gerollt, der Mast herausgenommen, und die Stage mit den Tauern umwunden. Die Teertonne rollte man ans Land, und Stübel, Kisten, Körbe, Bündel lagen bald auf der Landungsbrücke.

Carlsson schaute sich im Halbdunkel um und erblickte lauter neue und ungewöhnliche Dinge. Vor der Landungsbrücke lag der Fischkasten mit seinem Hebespiel; an der langen Seite der Brücke lief ein Geländer, das mit Netzbojen, Fangleinen Dregg (Schleppnetz)haken, Senkern, Schnüren, Grundleinen, Angelhaken behängt war; auf den Brückenplanke standen Strömungsstrommeln, Tröge, Wannen, Bottiche, Käpfe, Grundleinenkasten; am Brückenkopf lag ein Seeschuppen, der mit Lockvögeln behängt war: ausgestopfte Eidergänse, Sägetaucher, Langschnäbel, Trauerenten, Quakenten; unter der Dachtraufe lagen auf Haltern Segel und Masten, Riemen und Bootshaken, Schöpfkellen, Eispickel, Quappenkeulen. Und am Lande standen Pfähle, an denen Strömungsnetze trockneten, so groß wie die größten Kirchenfenster; Flußneretze mit Maschen, durch die man den Arm stecken konnte; Barschgarn, neu geknüpft und weiß wie die feinsten Schlittenetze; doch von der Brücke geradeaus zogen sich zwei Reihen Gabelstangen wie eine Gutsallee, und an denen hingen die großen Zugnetze.

Vom höchsten Ende des Ganges kam jetzt die Laterne und warf ihren Schein auf den Sandweg, auf dem Muschelschalen und getrocknete Fischriemen glisberten, während in den Zugnetzen zurückgebliebene Strömungsnetze wie Reif an Spinnweben blinkten. Aber die Laterne beleuchtete auch das Gesicht einer älteren Frau, das vom Wind gedörret zu sein schien, und ein Paar kleine freundliche Augen, die beim Herdfeuer zusammengeschrumpft waren. Vor der Alten her sprang der Hund, ein zottiger Rötter, der ebensogut auf See wie auf Land zu Hause sein mochte.

„Nun, seid Ihr da, Mädchen,“ grüßte die Alte, „und habt Ihr den Burschen bei Euch?“

„Ja, da sind wir, und hier ist Carlsson, wie Ihr seht, Lantel!“ antwortete Klara.

Die Alte wusch ihre rechte Hand an der Schürze ab und reichete sie dem Knecht.

„Willkommen, Carlsson! möge er sich bei uns heimisch fühlen!“

Und zu den Mädchen:

„Habt Ihr Kaffee und Zucker mitgebracht, Mädchen? Sind die Segel im Schuppen? Dann kommt hinauf, ich werde Euch was zu essen geben.“

Alle vier gingen die Anhöhe hinauf; Carlsson still, neugierig, voller Erwartung, wie sein Leben sich in der neuen Stellung wohl gestalten würde.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Adressat verstorben.

Er war ein großer, schwächlicher Mensch mit schmalen Händen, einem Gehrod, der viel zu weit war, und einem Haarwuchs, auf den kein Hut paßte. Sein Bild wird in mir für alle Zeiten verknüpft sein mit einem Gehrod, der älter ist als Methusalem, in dem ich ihn ständig sah: leicht gebückt, die Lippen gepreßt, die Augen zu Boden. Nicht, daß er Gehrode überhaupt liebte. Er fand sie — wie viele andere, die sie auch tragen — feierlich und langweilig. Aber wie die anderen, so mußte auch er einen tragen, oder richtiger, er meinte, einen tragen zu müssen, denn er kam in „bessere Häuser“ und war — Klavierlehrer.

Dieser Gehrod war symbolisch, er war sein Schicksal. Ich sah ihn stets in ihm und — stets war er Klavierlehrer. Den ganzen Tag. Spät nachts erst zog er zugleich mit dem Rod den Klavierlehrer aus, wurde ein simpler Sterblicher und hieß Reponul Vogel.

Nein, kein simpler Sterblicher! Das war er nicht. Reponul Vogel war ein Genie. Nicht eines jener Genies, die dem Spießer im Kaffeehaus die verkannte Größe zur Schau stellen. Das nicht. Für diese Leute hatte er nur ein Lächeln. Ein stilles, tiefes Lächeln, das unendlich gültig war und unendlich groß in seiner Güte. Nein, all das nicht. Reponul Vogel war ein feiner Mensch, ein Mensch, den das Leben zerzaust und zerzert hatte, bedrückt und geschlagen, der von Kindheit auf in seinen Niederungen gewandert und sich doch das Köstlichste — seine Seele — bewahrt hatte mit all ihren Träumen.

Das Köstlichste, sage ich, — die Seele. Es gibt Menschen, deren Seele nicht das Köstlichste ist. Die seine aber war das Köstlichste und ließ uns alles andere vergessen: die schredliche Mähne, das mürrische Zimmer, ja sogar den Gehrod Methusalem. Ich erinnere mich eines Abends, da er ihn auszog und sich an den Flügel setzte, still, bleich mit bebenden Händen. Er hüftelte einige Male, er schwieg, er spielte. Er spielte und es war, als erkünde die Welt vor uns, die ganze Welt mit allen Freuden und Leiden. Mit allen

Leiden. Wir sahen den Menschen kämpfen und ringen . . . Wir sahen ihn fallen. Das Leben lachte. Wir sahen Tausende fallen, Hunderttausende, Millionen . . . ein Schlachtfeld die ganze Welt . . . Dunkel und Grauen umher . . . ha ha ha! Das Leben lachte. Und wir hörten den Sturm, wir sahen ein Morgenrot — Da brach er ab. „Ich kann nicht mehr!“ „Ein Gott!“ sagte die kleine Mia, die mit uns war. „Ja, das bist Du! Ein Gott bist Du! Jetzt bist Du viel größer, viel schöner —“ Er lächelte sanft. Er hatte sich freigespielt. —

Am nächsten Tage zog der Gott den Gehrod an und war Klavierlehrer. Er hatte viele Stunden. Er lief treppauf, treppab, in die guten und „besseren“ Häuser, quälte sich mit den Schülern, arbeitete wie ein Pferd und war erst spät abends Reponul Vogel.

„Am Gelde liegt mir nichts,“ sagte er oft. „Aber man muß doch leben.“

Und als sei er von diesem „Muß“ doch nicht ganz überzeugt, stets hinterher die Frage:

„Nicht, das muß man doch?“

So war Reponul Vogel. Nicht der Mann im Gehrod, nicht der Klavierlehrer, der „leben mußte“, — nein, der große, feine Mensch, der Dichter, das Genie. In seinen stillen Stunden — zu meist des Nachts — da lebte und webte es, alles nahm Gestalt an, alles war Ton, alles Harmonien. Die Lampe schwelte. Er schrieb. Der Tag begann. Er schrieb. Der Tag war da — er lächelte, er zog den Rod an — —

„Man muß doch leben!“

Nicht einen Vorwurf, nicht eine Klage. Vielleicht ging die Arbeit zum Teufel, vielleicht würde er nie mehr das Wort, den Schlüssel finden, nie mehr finden können — er lächelte nur.

Er lächelte auch, fragte man ihn. „Nun wird es bald“, sagte er sanft. „Die Dpfer — fast fertig. Nun wird es ganz gewiß recht bald.“

Und wie zur Selbstbefräftigung:

„Ganz gewiß recht bald.“

Aber das Bald ließ warten. Die Jahre gingen. Sie brachten ihm Furchen um Furchen, Schnee ins Haar. Sie kamen mit Not und Enttäuschung, Gram und Bitterkeit: Die Dpfer abgelehnt. Seine kühnsten Gedanken, sein Werk, sein Traum — abgelehnt . . .

Er aber, der sich seine Seele bewahrt hatte, das Köstlichste von allem, er lächelte nur. Das große Lächeln. Er selbst merkte es wohl nicht, wie sein Haar ergraut, seine Brust einsiel und es aufloste auf den Wangen. Er hörte wohl nicht den Atem, der pfeifend ging, das Hüffeln, das ihn quälte.

„Nun wird es gewiß bald,“ sagte er. Ruhig und sanft. Und lächelte . . .

Und ging zur Stunde. In die „besseren Häuser,“ die man im Gehrod betreten muß, die ihm um ein paar Groschen seine Kraft abjogen, ja ihm oft überhaupt nicht bezahlten.

Wir suchten etwas für ihn zu tun, ihn zu retten, zu halten. Wir sprachen hier und da. Nichts. — Unsere Kräfte waren schwach.

Als ich ihn das letzte Mal sah, war er heißer. Er fieberte, er glühte. Er hielt sich kaum. Aber er lächelte.

„Nun wird es gewiß recht bald.“

Und plötzlich kam das Glück: wir hatten die Dpfer angebracht. Wir selbst fieberten. „Reponul,“ schrieben wir, „eile, komme! Komme sofort!“

Wir warteten. Er kam nicht. Der Tag ging zu Ende. — — — Die kleine Mia weint.

Vor mir liegt ein Brief, ein Brief, den ich selbst geschrieben, ein Brief voll Freude und Glück, mit dem Randvermerk: Adressat verstorben.

Werner Peter Larsen.

(Nachdruck verboten.)

Wie die deutschen Südsee-Insulaner wohnen.

Von Dr. J. Wiese.

Zu den allgemeinsten menschlichen Bedürfnissen gehört der Hausbau. In den gemäßigten und den kalten Zonen, in den Steppen und Wüsten mit ihren kalten Nächten gewährt die Wohnung Schutz gegen die Kälte. In den Tropen macht nicht nur die Regenzeit, sondern vor allem auch das gewaltige Heer unangenehmer und schädlicher Insekten Schutzvorrichtungen dringend nötig. Auch die in anderer Beziehung von der Natur so sehr bevorzugten Bewohner der Südsee haben Häuser, in denen sie Schutz gegen den Regen und die Insekten sowie Ruhe und Schlaf in der Nacht suchen und ihr dürftiges Hausgerät unterbringen. Statten wir einmal den Wohnungen einiger Stämme der deutschen Schutzgebiete in der Südsee einen Besuch ab.

Wir beginnen im Kaiser-Wilhelmsland, dessen Bewohner, die Papuas, Melanesier sind. Vielfach stehen hier die Häuser auf ebener Erde und sind so niedrig, daß sie eher Tieren als Menschen als Aufenthaltsort zu dienen scheinen. Die Häuser haben ein stumpfwinkliges Dach mit geradem First, das bis zum Boden reicht. Vor dem Hause ist eine Art Plattform errichtet, von der eine schmale Tür in das Innere führt; die meist sauberen

Gärten sind mit Gras gedeckt, bei den Bergbewohnern im Innern mit Matten oder Laub. Im Innern haben die Häuser in der Regel nur einen größeren, ziemlich finsternen Raum, in dem eine dumpfe, schlechte Luft herrscht. Vielfach gibt es im Kaiser-Wilhelmsland recht geschmackvolle Pfahlbauten. Der häufigen Regengüsse und des Ungeziefers wegen steht das Haus in der Regel auf 5—10 Fuß hohen Pfählen, ein schräg ausgelegter, bisweilen stufenartig gekerbter Baumstamm dient als Treppe. Das Gerippe des Hauses bilden Pfeiler, den Fußboden dünne Planken, gewöhnlich aus Palmholz oder Mangrove. Die Außen oft bunt bemalten Seitenwände — Vorder- und Hinterwand fehlen nicht selten — werden aus Mattengeslecht, Gras und dergleichen hergestellt, und die Sago- und Nipapalme liefern vorzügliches Material zum Dache, dessen Form der Papua (nach Finsch) mit einer Schildkrötenhäute vergleicht. Vielfach weisen die Häuser nach dem Dorfplatze zu eine durch das Uebertragen des Daches geschützte Veranda auf, die den beliebtesten Aufenthalt während des Tages bildet. Neben diesen Bauten treffen wir eine eigene Art von Häusern hier und da am Suongolf und in den Raibörfern nördlich vom Finschhafen an. „Hoch oben in den Bäumen“, sagt Dr. Krieger in seinem Werke „Neu-Guinea“, „sind dort auf den abgeschnittenen kahlen Kronen Wohnstätten in Gestalt wirklicher Häuser mit Plattform errichtet, jedenfalls haben sie vor anderen den Vorzug, daß sie den herrlichsten Fernblick gewähren; zugänglich sind sie mittels einer Strickleiter, die leicht aufziehbar ist. Europäische Vorbilder finden auch bereits beim Hausbau im Kaiser-Wilhelmsland Nachahmung, so auf der Insel Tarawai und neuerdings an der Astrolabebai.“

Fast in jedem Dorfe finden wir in der Mitte oder an anderer hervorragender Stelle ein die übrigen an Größe und Ausdehnung weit überragendes Haus, das *Verjamlungshaus*. Ferner trifft man nicht selten in den Dörfern ein einfaches, auf 4 Pfählen ruhendes, etwa 1½ Meter hohes Gerüst an, das bald den Geistern geweiht ist, bald auch nur den Männern als Ruhe- und Schlafplatz dient, wo sie unbehelligt von ihren vierfüßigen Haustieren ihre Mahlzeiten einnehmen können. Die Frauen haben nur das Recht, darunter zu hocken.

Sehr primitiv ist der Hausrat. Außer Schüsseln und Röpfen aus Holz, Töpfen aus Ton, Röhren aus Bambus zum Holen und Aufbewahren des Wassers), finden wir in den Häusern Kürbischalen, geflochtene Körbe und als Dielenbelag Matten. In der Regel befindet sich in der Mitte des Hauses die Feuerstätte, ein mit Sand gefüllter Kasten, in dem einige Kohlen glimmen. Die Feuerstätte dient hier nicht selten weniger zum Kochen, was meist außerhalb des Hauses geschieht, als zum Unterhalten des Feuers; in manchen Küstendörfern kennt man nämlich die Kunst, Feuer zu wachen, noch nicht; das vorhandene muß deshalb andauernd genährt werden; geht es unversehens aus, so müssen die Bergvölker, die diese Kunst verstehen, mit Feuer aushelfen.

An der Astrolabebai hat man an den meisten Häusern an den Seiten erhöhte Bänke aus gespaltenem Bambus und mit Kokosnussmatten belegt, die bei Nachtzeit als Bett und am Tage als Büffel dienen. Am mittleren Kanusfluß schläft man in Schlafsäcken, die in hängender Lage im Innern des Hauses angebracht sind. Sie sind aus weichem Fasertoff geflochten, etwa 3 Meter lang und 2 Meter breit, bald größer, bald kleiner und werden an dem spitzen Ende so aufgehängt, daß der Saal zum größeren Teil auf dem Boden schleift. Die so häufig in Holländisch-Neuguinea vorkommenden Kopfruhebänke finden sich im deutschen Gebiet hauptsächlich an der Brandenburgküste und am Dallmannhafen. Hier bestehen sie aus einem 29 Zentimeter langen und 9 Zentimeter breiten Holz, sind an beiden Enden mit reicher Schnitzerei versehen und ruhen auf einem 15 Zentimeter hohen Fuße. Die Schnitzerei stellt Menschengestalten dar und läuft an jedem Ende in einen Krokodilkopf aus. Die primitivsten Kopfruhe sind den Eingeborenen einfache Holzsteine, deren sich die Bodaeingeborenen im Innern der Astrolabebai beim Schlafengehen bedienen oder Palmblattscheiden, die man überall im Kaiser-Wilhelmsland als Kopfunterlage antrifft.

Die Holzschüsseln, die man in den Häusern findet, sind oft mit hübscher Schnitzerei versehen und tragen das Bild einer Eidechse, eines fliegenden Hundes oder gewöhnliche Zitzadlinien. Tongeschirre findet man gleichfalls in den meisten Häusern, kolossale Tontöpfe als Sagobehälter in der Nähe des Dallmannhafens. In Wodja am Elisabethfluß sind die Tontöpfe von sehr dicker Wandung und länglicher Form.

Von den Bewohnern des Bismarckarchipels sind am besten die Kanaken der Gazellehalbinsel bekannt. Diese leben nicht in Dörfern, sondern in zerstreuten Gehöften. Verschiedene Versuche, sie in geschlossenen Dörfern anzusiedeln, sind fast gänzlich gescheitert. Ihrem mißtrauisch-surchtsamen Charakter entspricht mehr die im Walddickicht verborgene Wohnung. Um das Land zu erschließen und die Verbindung zwischen den Ansiedlungen der Europäer zu erleichtern, legte das Gouvernement breite Wege an. Aber nur ungern sehen sie die Kanaken, daß die neuen Straßen in unmittelbarer Nähe ihrer Hütten vorbeiführen; sie sehen alle Hebel in Bewegung, den Wegebau zu verhindern. Gelingt ihnen dies nicht und sind ihre Gehöfte den Blicken der Vorübergehenden ausgefetzt, so verlassen sie ihren Sunan, um abseits vom Wege ein neues Heim zu gründen. Zu ihren Wohnplätzen suchen sie sich hochgelegene kleine Plateaus aus. Den Weg und Einrichtung dieser

Häuser schildert Missionar Kleintitschen auf Grund langjähriger Beobachtungen so:

Nachdem die Kanaken den Busch ausge schlagen, bauen sie sich ihre niedrige Hütte inmitten des freien Platzes, der mit Kokospalmen und anderen Frucht bäumen besetzt wird. Die jungen Kokosnüsse liefern ihnen später den erfrischenden Saft, auf den sie sonst wegen der spärlichen und weit entlegenen Quellen verzichten müssen. Weder hervorsteckende Wurzeln noch Unebenheiten des Bodens werden beseitigt. Selbst das Innere der Hütte, die Schlafstätte ist nicht einmal eben. Aber das scheint den Schlafern keine Unbequemlichkeit zu bereiten. Da der innere Hof durch fleißiges Fegen sehr reinlich gehalten und mit bunten Krotonen und anderen Pflanzsträu chern besetzt ist, macht die ganze Anlage einen freundlichen Eindruck. Die Eingeborenen umgeben ihre Gehöfte mit einer lebenden Hecke oder einem Bambuszaun. Nachts und bei Abwesenheit berrammeln sie den schmalen Eingang mit Stöcken, die sie mittels Lianen aneinanderbinden, so daß es nicht leicht ist, hineinzudringen ohne Geräusch zu machen und die Aufmerksamkeit zu erregen. Selbst mit einer Art Hausschelle haben sie den Eingang versehen: an dem obersten Ende der hohlen Bambusstäbe sind klappernde Muscheln, leere Flaschen und Petroleumtinen angebracht, die bei der geringsten Bewegung gegeneinander schlagen. Der Weg führt nicht direkt zum Eingang hin. Bevor man zu ihm gelangt, muß man von außen her um die ganze Umzäunung gehen. Während dieser Zeit beobachtet der Hausbesitzer seinen Gast. Gefällt ihm der Besuch nicht, so verschwindet er im nahen Dickicht und wartet dort, bis sich der ungelegene Besucher wieder entfernt hat.

In kurzer Entfernung von der einen Hütte läßt sich ein zweiter Buschmann nieder. Zuweilen bauen auch mehrere Familien ihre Hütten innerhalb der nämlichen Umzäunung ohne Gefährdung des häuslichen Friedens durch die weiblichen Familienhäupter. Selten hört man von Streitigkeiten zwischen Familien, die innerhalb eines Hauses wohnen. So liegen denn die Gehöfte im Walde zerstreut. Von Dörfern oder Städten kann also keine Rede sein. Trotzdem haben sich an gewissen Stellen die Kanaken zahlreicher niedergelassen, und zwar um die Gehöfte der größeren Häuptlinge. Die Leute siedeln sich gerne in ihrer Nähe an, um vor feindlichen Ueberfällen geschützt zu sein und beim ersten Kriegsruf unter der Führung des Häuptlings zu kämpfen.

Die Hütte des Eingeborenen ist grundverschieden von unseren Wohnungen, weil er an sein Haus ganz andere Anforderungen stellt. Der Kanake wohnt beständig in der frischen Luft, und als freies Naturkind hält er sich am liebsten in der freien Natur auf. In seine Hütte kriecht er nur des Nachts, um zu schlafen. Er stellt mithin an seine Wohnung keine andere Anforderung, als daß sie eine gute Schlafstätte sei. Erfüllt sie diesen Zweck, dann entspricht sie völlig seinen Bedürfnissen; erfüllt sie ihn nicht mehr, dann steckt er sie in Brand oder reißt sie nieder und baut sich eine neue. Da die Eingeborenen sehr empfindlich sind und die gewöhnlich kühlen Nächte nicht vertragen können, bevorzugen sie kleine, niedrige, luftdicht verschlossene Hütten. Diese haben den Vorteil, daß sie nicht viel Arbeit beanspruchen und in einigen Tagen errichtet werden können; das hat für einen Kanaken viel zu bedeuten, denn er liebt wohl etwas Beschäftigung, sie darf aber niemals in Arbeit ausarten. Die Hütte ist oval gebaut. Auf kurzen Pfosten ruht das dicke Strohdach, so daß man im Innern kaum stehen kann, ohne mit dem Kopf überall anzustoßen. Die Seitenwände sind aus Bambusstäben gebaut und werden mit Kokosmatten oder Stroh bedeckt. Natürlich gibt es keine Fenster; sie wären ja auch zwecklos. Die einzige Öffnung ist ein kleiner Eingang, durch den man in die Behausung hineinkriechen muß. Diese wird mit einer doppelten Kokosmatte dicht verschlossen, damit des Nachts kein kühles Lüftchen hindringen kann. Fortschrittliche Kanaken bringen es sogar bis zu einer verschließbaren Brettertür.

Auf einigen Stäben, die unter dem niedrigen Dach angebracht sind, liegen allerlei Kleinigkeiten, wie Messer, Beile, Spaten, Auber, Sandrommeln, Fischneze, Körbe mit Mandeln usw. Zuweilen stehen auch einige Kisten im Hintergrund, in denen Kleider und sonstige Habfeligkeiten aufbewahrt werden. Einige Rollen Muschelgeld hängen verborgen in einer dunklen Ecke, damit sie dem Eintretenden nicht gleich auffallen. In der Mitte der Hütte ist die Feuerstelle, auf der des Nachts das wärmende Feuerchen unterhalten wird. Rund herum schlafen die Familienmitglieder bunt durcheinander auf der bloßen Erde. Ihr ganzes Nachtlager besteht aus einer Kokosmatte ohne Kopfkissen und ohne Decke. Da die Kanaken möglichst nahe beim Feuer schlafen, kommen sie oft mit demselben in unangenehme Berührung. Es verlohnen ihnen dabei nicht nur die Kleider am Leibe, sondern sie wälzen sich auch manchmal ins Feuer hinein.

Manchmal ist die Hütte mit einer kleinen, ein Meter tiefen Veranda umgeben. Eine Rinne, die ringsum gegraben wird, leitet das Regenwasser ab und schützt das Innere der Wohnung vor einer etwaigen Ueberschwemmung, die infolge des häufigen und starken Regens leicht eintreten könnte und besonders des Nachts sehr unangenehm käme. In dem Gehöft befinden sich auch gewöhnlich einige schmale, hohe Häuschen, in denen auf einem kleinen Boden unter dem Dach Yamswurzeln aufbewahrt werden, die sich nur in dieser luftigen Lage längere Zeit halten. Die vielen Frucht- und Kokosbäume geben den nötigen Schatten für die ab, die tagsüber

zu Hause bleiben müssen, um den Tischen aufzufassen. Die Kokosbäume sind zwar wegen der herabfallenden Blätter und Nüsse sehr gefährlich; aber dem fuchen die Wilden dadurch vorzubeugen, daß sie die reisenden Nüsse und welken Blätter vorsichtig herunterholen. Zur Abhaltung der Tänze legen die Häuptlinge in der Nähe ihrer Behöfte eine lange, zu beiden Seiten mit Kolonen und Drazänen besetzte Allee an.

Die Wohnungen der Marshallinsulaner sind noch die alten armen Hütten, in denen man nur liegen, kaum sitzen und gar nicht stehen kann. Sie sind plump und unsymmetrisch gebaut und dienen eigentlich nur als Schlafstellen, ohne gegen Wind und Regen Schutz zu bieten. Vier niedrige Pfosten tragen ein Dach, unter dem ein wagerecht liegendes Balkenwerk einen oberen Raum abschließt; in ihm wird die Habe verwahrt; man gelangt von unten mittels Klettern durch eine viereckige Öffnung hinein. Im unteren oder oberen Raume, auch in den neben dem Hinein stehenden Hütten verbringt man die Nacht. Eine Matte dient als Bett, ein Stamm als Kopfkissen. Die Dächer bestehen aus Kokos- und Pandanusblättern, den Boden des Innenraumes belegt man mit geriebenen Korallen- und Muschelkrümmern, die der Strand reichlich bietet. In der Umgebung der Wohnungen lassen die Insulaner Kokosnussschalen und sonstige Küchenabfälle sich anhäufen und mit den sich daraus entwickelnden Pestgerüchen die Luft verderben; nur die immer frisch wehende Seebrise verschüchelt die Gefahr für Leben und Gesundheit. Bessere Häuser besitzen die Häuptlinge mit ein bis zwei Abteilungen im Innern, deren Fußboden mit gut geflochtenen Matten belegt ist. Das Hauptdorf von Jaluit hat eine Anzahl von Bretterhäusern. Dort steht auch das Kochhaus, Vellak, ein überdachtes Erdloch, um das einige glühende Kohlen (aus Kokosfasern) zu finden sind.

Betrachten wir nun noch schließlich die Häuser auf den Karolinen-Inseln. Hier zeigt der Hausbau eine hohe Stufe der Entwicklung. In einzelnen weichen die Häuser in Form und Schmuck nach den Gruppen voneinander ab. Die besten Häuser finden sich auf Ponape. Das Haus steht hier auf einem mannshohen Postament aus regelmäßig geschichteten Korallensteinen. Palmholzpfähle, 5 bis 6 Meter hoch, tragen das hohe, steile Giebelchen aus Pandanus- oder Hibisblättern. Die Seitenwände, aus Rahmen von zusammengebundenen Rohrstäben bestehend, lassen sich sachweise herausnehmen. Auch der Fußboden besteht aus solchem Flecht und ist mit Pandanusmatten belegt. Der Dachgiebel zeigt oft bunt bemaltes Schnitzwerk. Auf Ponape sind die Häuser bisweilen bis 10 Meter, auf Kusaie bis 15 Meter lang. Außer den Familienhäusern gibt es auf fast allen Inseln größere Versammlungshäuser, die besonders gut gebaut sind und den Junggejellen zur Schlafstätte, zur Aufbewahrung der Kanus usw. dienen. Für Kusaie ist der an papuanischen Dausstil erinnernde Schmuck, in eine hohe Spitze auslaufende Giebel und die sattelförmig eingebogene Firmlinie des Daches charakteristisch. Auf Namoi berühren die nach unten verlängerten Seiten des Daches fast den Boden. — Uebrigens gibt es neben dem eigentlichen Privathaus, z. B. auf der Insel Yap, noch eine Anzahl kleiner, niedriger Hüttchen, die teils als Frauenwohnung, teils als Kinderzimmer, manchmal auch als Spind oder Vorratskammer dienen.

Auch auf der Insel Samoa gibt es Häuser für Frauen, für Männer, Familien- und Beratungshäuser. Zum Teil gruppieren sich die Wohnhäuser um das große Gemeindegelände und einen Versammlungsplatz. Sie stehen bald nahe beieinander, bald einige hundert Meter voneinander entfernt, auf freien Plätzen oder beschattet von Brokfruchtbäumen und Kokospalmen. Diese Hütten, die im allgemeinen gleiche Gestalt haben, bestehen im wesentlichen aus einem von einer größeren Anzahl von Palmholzpfählen getragenen, schilfrotenpanzerähnlichen Dach aus Blättern (die bisweilen wie Dachziegel auf Rohr gereiht sind, damit der Regen besser abfließen kann) und sind sehr kunstvoll gefügt. Bei ungünstiger Witterung und des Nachts werden die offenen Wände durch eine Art von praktischer Nolljalouse aus Palmenwedeln geschlossen. Die Herstellung der außerordentlich dauerhaften Häuser ist gewöhnlich Sache gewisser Baumeister. Meist ist der Boden der Hütte gegen die Umgebung etwas erhöht, außen von Steinen begrenzt, im Innern regelmäßig mit einer Schicht von flachgeschliffenen und zerklüfteten Steinen etwa 20 Zentimeter hoch bedeckt, die sich beim Regen der Körperform weich anschmiegen. — Das Hausgerät ist sehr dürftig. Kisten oder sonstige Gefäße und feste Behälter kennt der Samoaner nicht. Sein Inventar wickelt er in Matten, und diese werden auf die Türbalken im Hause gelegt oder in Körben aus Kokosblättern daran aufgehängt. Stühle und Tische braucht der Samoaner nicht. Matten als Tisch, Stuhl und Schlafdecke, Becher aus Kokosnussschalen, Kopfbänken aus Bambus, Fischerei- und Jagdgeräte und in wohlhabenderen Familien neuerdings dieses oder jenes europäische Stück, das ist das ganze Inventar. Gegen die Mücken schützt man sich nachts durch eine Art Bettladzelt aus Bast oder Rattan. Jedes dieser Ladzelte bedeckt eine Schlafstelle von 2 bis 6 Quadratmeter, in die sich dann meist mehrere Interessenten teilen: entweder eine Familie oder mehrere Kinder oder Geschlechtsgenossen. Ausgestreckt auf einer Matte, bedeckt mit einem Lendenschurz oder gar einem besonderen Schlaf Tuch, im Genick das „Kopfkissen“ aus Bambus, erfreuen sich die anspruchslosen Naturkinder hier eines

Schlummers, um den sie so mancher Europäer beneiden würde; sie brauchen dazu nicht einmal — die Arbeit als Schlafmittel. Eine mit Lehm ausgekleidete Vertiefung in der Mitte der Hütte bildet den Herd, der im wesentlichen Beleuchtungszwecken dient, falls nicht schon Petroleumlampen vorhanden sind — kleinere Hütten abseits dienen als Küche.

Kleines Feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Ein experimenteller Nachweis für die Vererbung neuerworbener Eigenschaften. Außerordentlich interessante experimentelle Untersuchungen über die Vererbung erworbener Fortpflanzungsanpassungen hat Dr. Kammerer in der Wiener Biologischen Versuchsanstalt gemacht. Dr. Kammerer zwang einen Feuersalamander, der hauptsächlich im Tieflande lebt und bei jeder Geburt mit Kiemen versehene, den Kaulquappen ähnliche Larven im Wasser absetzt, immer auf dem Lande zu bleiben. Umgekehrt hielt er den im Gebirge lebenden Alpensalamander, der stets zwei fertige Jungtiere zur Welt bringt, ständig im Wasser. Bei diesen Versuchen konnte nun festgestellt werden, daß der Feuersalamander infolge des auf ihn ausgeübten Zwanges, ständig auf dem Lande zu verbleiben, die Gebär- und Entwicklungseigentümlichkeiten des Alpensalamanders annahm und umgekehrt der seiner Gewohnheit zuwider zum Wasserleben gezwungene Alpensalamander brachte Junge zur Welt in der Weise, wie es sonst beim Feuersalamander zu beobachten ist. So zeigen diese Versuche, daß durch eine Veränderung der Lebensweise auch eine Veränderung des Fortpflanzungsmodus bedingt wird. Am interessantesten und wichtigsten sind nun aber jene Ergebnisse, die sich bei der Fortsetzung dieser Experimente herausstellten. Es zeigte sich nämlich, daß die den Versuchstieren aufgezwungenen Fortpflanzungsanpassungen an ihrer bisherigen Lebensweise entgegengekehrte Lebensbedingungen auch auf ihre Nachkommen übertragen, d. h. also vererbt wurden. Damit ist wieder ein neuer experimenteller Nachweis für die von Lamarck, Darwin, Gaedek und ihren Anhängern behauptete Vererbung neuerworbener Eigenschaften erbracht, die bekanntlich von dem Zoologen Weismann und seiner Schule bestritten wurde. h. b.

Technisches.

Gasmotoren im Schiffbau. Die grundlegenden Gesichtspunkte für die Wertbemessung bei einem Schiffsmotor sind Ersparnis an Brennmaterial sowie mögliche Verringerung des Gewichtes und der Raumbeanspruchung. Die gewöhnliche Dampfmaschine ist, nach diesem Maßstab gemessen, ein wenig leistungsfähiges Instrument, und es ist recht bezeichnend, daß in der jüngsten Sitzung des Instituts der Schiffbauingenieure ein hervorragender englischer Schiffbautechniker den Ausspruch tun konnte, daß der am wenigsten ökonomische Explosionsmotor immer noch ökonomischer arbeite als die beste Dampfmaschine. Es erscheint daher wahrscheinlich, daß dem Explosionsmotor im Schiffbau der Zukunft eine große Rolle vorbehalten sein wird. Bisher liegen verhältnismäßig wenig praktische Versuche vor, so daß man über die Ökonomie, das Gewicht und die Raumbeanspruchung derartiger Triebmittel wenig weiß; und auch dies Wenige bezieht sich nur auf kleinere Fahrzeuge und läßt nicht ohne weiteres Schlüsse auf die Verhältnisse bei großen Schiffen zu. Besonders gute Resultate sind nach Mitteilung der Wochenschrift „Engineering“ mit kleinen Petroleummotoren erzielt worden, deren Kraftentwicklung im Verhältnis zu ihrem Gewicht eine außerordentlich zufriedenstellende ist. Dabei darf allerdings nicht außer Acht gelassen werden, daß diese Leistungen mit einer sehr hohen Tourenzahl und unter Anwendung von besonders widerstandsfähigem Konstruktionsmaterial zustande kommen. Die große Leichtigkeit ist kein direkter Vorzug der Explosionsmaschine; ihr eigentlicher Vorzug in dieser Hinsicht besteht in der Möglichkeit, einen weit kleineren Zylinder zu verwenden, als für eine Dampfmaschine gleicher Größe erforderlich wäre. Bei sehr großen Explosionsmotoren würde allerdings mit Rücksicht auf die nötige Gleichmäßigkeit des Umlaufes eine sehr beträchtliche Zahl solcher Zylinder erforderlich sein. Wie weit man mit dieser Zahl gehen kann, ist einzig und allein durch die Erfahrung festzustellen. Bisher hat man Maschinen mit 16 Zylindern an einer Achse konstruiert, und es liegt kein Grund vor, diesen weitere Gruppen von je vier oder mehr Zylindern hinzuzufügen. Die Kraft, die bei Bewegungsmaschinen, auf einen Zylinder gerechnet, bisher erzielt werden konnte, ist keine sehr große und dürfte 100 Pferdekraft nicht überschreiten. Bevor diese Ziffer nicht wesentlich überschritten wird, können Explosionsmotoren als Quelle für den ungeheuren Kraftbedarf moderner großer Schiffe noch nicht in Betracht kommen und bleiben in ihrer Anwendbarkeit auf Boote und kleinere Fahrzeuge beschränkt. Der Typ für den Ersatz der Maschinen unserer transozeanischen Dampfer ist noch zu schaffen. Doch ist anzunehmen, daß dieser Schritt, der zu entsprechender Ökonomie bei leichtem Gewicht und geringer Raumbeanspruchung führt, in naher Zukunft getan werden wird.